

**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 4 (1909-1910)

**Heft:** 20

**Artikel:** Kapital und Kunst

**Autor:** L., Joseph A.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748174>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Kapital und Kunst.

Von Joseph Aug. Burg.



Es kommt nicht darauf an, daß die Bürger sich mit allem Luxus umgeben zu dem einzigen Zwecke, daß das Geld unter die Leute käme. Es kommt auch nicht darauf an, durch ihren Aufwand zu zeigen, daß sie sich die Kostspieligkeit leisten können. Denn beides, Luxus und Kostspieligkeit, sind leicht geeignet, Schaden und Ärgernis hervorzubringen. Sie bedeuten vielfach eine schlechte Anwendung des Geldes, dem bloßen Schein zuliebe, und jede schlechte Anwendung des Geldes bereitet Ärgernis und Schaden. Dagegen kann eine gute Anwendung des Geldes niemals kostspielig sein. Für eine gute Sache kann niemals Geld genug angewendet werden. Denn Geld ist eine Sache, die erst Sinn bekommt durch ihre Anwendung, eine Sache, die, für sich allein betrachtet, tot und unfruchtbar ist, während die menschliche Arbeit, die wieder zum Menschen spricht, einen körperlichen oder geistigen Nährwert bildet, dessen Zeugungskraft fortwirkt. Wie viel auch Geld angewendet wird, es kann bei guter Anwendung niemals zum Verlust führen. Ich verstehe unter dieser Anwendung nicht die Sparkasse, die den höchsten Zinsfuß und die größte Sicherstellung gewährt. Die beste Anwendung ist die, die das höchste Maß von Schönheit und Vortrefflichkeit ermöglicht. Der Hintergedanke auf einen Unternehmergewinn entscheidet hier nicht. Für die Schönheit und Vortrefflichkeit ist kein Preis zu hoch. Schönheit und Vortrefflichkeit in allem, was der Mensch schafft, baut, tut, denkt, fühlt, ist das einzige Mittel gegen Armut und Elend, die oft genug auch hinter dem äußeren Reichtum verborgen sind. Alles Schaffen, Bauen, Tun, Denken und Fühlen steht in unlösbarem Zusammenhang. Es gibt keinen Menschen, der, gewohnt, Schönes und Gutes hervorzubringen, innerlich schlecht wäre, und es gibt keinen schlechten Menschen, der befähigt wäre, aus eigener Kraft Gutes und Schönes hervorzubringen. Daher kann auch das Gute niemals häßlich sein, aber das Häßliche wird immer schlecht sein. In einem Lande, das in allen Teilen wohlgepflegt und sorgfältig bebaut ist, und auch in der geringfügigsten Sache den Schönheits Sinn der Bewohner verrät, kann keine bittere Armut herrschen, so wenig

als Schlechtigkeit dort herrschen wird. Wie herrlich und vollkommen dort auch alles sein mag, wie kostbar die Materialien, aus denen die Häuser, die Wohnungen, die Gewebe und Kleider gebildet sind, es wird, wenn es der Schönheit und der Kunst wegen geschehen ist, nicht als Kostspieligkeit oder als Verschwendung gelten können, weil es dazu dient, das Leben der Menschen vollkommen und glücklich zu machen. „Menschen, die schöne Dinge hervorbringen, sollen an einem schönen Orte wohnen,“ und es gibt ein Stadium, wo alle nützliche Hervorbringung auch schön wird, entweder durch die Form, die ein ebenmäßiges Gefäß der edlen Absichten ist, oder durch die edlen Gefühle, von denen die Verrichtung begleitet ist. Absichten und Gefühle sind auf den Menschen gerichtet, der in allem das Maß gibt; in diesem Hinblick wird die Kunst Religion und die Religion Kunst. Allerdings Religion ohne Heiligenverehrung, ohne Märtyrer, ohne Devotionalien und ohne Paramentenprunk.

Es kann, wie groß auch der Aufwand zur Hervorbringung des Schönen und absolut Zweckdienlichen sein mag, nicht nur nichts verloren, sondern nur immer gewonnen werden. Es gibt allerdings Gemütsmenschen, und diese bilden die erdrückende Majorität, denen der Gewinn an Menschlichkeit weniger wichtig ist als der Gewinn an Zinsen, und die für die Kunst und alle Leistungen des Talents nur dann ein offenes Herz haben, wenn sich ihre Kunstliebe mit dem Kapitalgewinn in ein nach ihrer Anschauung vorteilhaftes Verhältnis setzen läßt.

Auch von dieser Seite ist der Sache beizukommen, ob zwar die Volkswirtschaft des Talentes mehr bedeuten soll, als die Volkswirtschaft des Kunsthändlers und mit einem andern Maße mißt als in den Niederungen der Händlerweisheit gang und gäbe ist. Als Max Klingers Beethoven der Stadt Wien zum Kaufe angetragen war, hätte sie keinen Augenblick zögern dürfen, den höchsten Preis zu bezahlen, um der Stadt diese Anziehung zu geben und ihre Kulturbedeutung zu erhöhen. Haben die Gemeinde- und Sozialpolitiker jemals darüber nachgedacht, was es wirtschaftlich bedeutet, daß Beethoven, Schubert, Waldmüller, von anderen Künstlern, insbesondere der Gegenwart, zu schweigen, in dieser Stadt gelebt und gewirkt haben? Was wäre z. B. München ohne die künstlerischen Persönlichkeiten, die mit der Entwicklung der Stadt unlösbar verbunden sind? Und bedeutet für Berlin in demselben Sinne Potsdam nicht mehr als die Millionärstadt Charlottenburg? Wie hat sich plötzlich Darmstadt gehoben, seit sich dank einer verständigen Kunstpolitik hervorragende Künstler dort vereinigen konnten, um durch ihr Schaffen der Stadt neuen Geist und neue Schönheit zu geben? Und wie müßten sich alle Städte heben, wenn sich aller Eifer nur der besten und tüchtigsten Leistung zuwenden würde, um allen Einwohnern das höchste Maß von Bohnlichkeit, Gesundheit, architektonischer und künstlerischer Schönheit zu geben, so daß es für

die Groß- und Kleinbürger kein erstrebenswerteres Ziel geben könnte, als in einer solchen Stadt zu leben, sein Geld zu verzehren und ein weiteres zu tun, daß sich die Entwicklung in der begonnenen Richtung fortpflanze? Diese Nutzenwendungen sind zwar die alltäglichsten und gewöhnlichsten, die sich von unseren Grundsätzen aus ergeben; aber ich habe gerade diese gewählt, um in der kleinsten Projektion das ungeheure Gesichtsfeld der Parabel auch dem plattesten Verstand begreiflich zu machen. Ich erwähne sie vorübergehend, mit dem flüchtigen Hinweis auf den Kunsthandel, der in einem gewissen Sinne diese Grundsätze praktisch wahr zu machen scheint. Wenn man von dem vielfach auch hier geltenden anrühigen Merkantilismus dem Künstler gegenüber abzieht, so wird man zugeben, daß wenigstens ein Teil der Lösung nahezu gelungen scheint: die Bewertung des Kunstwerkes. Wenn auch nicht immer dem Künstler, aber dem Kunstwerk wird der Kunsthändler gerecht. Zugegeben, daß ihn mehr als seine Begeisterung, die Gewinnsucht, die gleich den Löwenanteil sichert, antreibt: die Tatsache, daß er dem Kunstwerk einen Preis sichert, der nie zu hoch sein kann, enthält ein nicht geringes Verdienst. Der Kunsthändler ist der einzige Preisbildner, der seine Forderung auf das Verständnis und auf die Genußfähigkeit des Käufers gründet, wofür nicht Täuschung oder Unredlichkeit im Spiel ist. Der Künstler würde es nie wagen, solche unverschämte Preise zu verlangen; der Kunsthändler tut es, und ist notwendigerweise nicht unverschämt. Warum sollte ein wahrhaft bedeutendes Bild nicht 100,000 Mark wert sein? Und wenn es diesen Preis wert ist, warum soll er nicht bezahlt werden? Und ist dieses Geld, das dafür ausgegeben wird, nicht eine höchst weise Anwendung, oder ist es eine Verschwendung? Es könnte jemand auch so töricht sein, zu fragen, ob man nicht nach denselben Grundsätzen dahin gelangen würde, auch für ein Stück Brot, das doch unentbehrlicher und daher bedeutender ist als das bedeutendste Bild, auch 100,000 Mark zu begehren, um so mehr, als man hierbei doch ganz unzweifelhaft mit der Genußfähigkeit des Käufers rechnen könne. In der Tat gründen die Nationalökonomien auf eine ähnliche törichte Fragestellung ihre Theorie vom Gebrauchswert und vom Tauschwert, indem sie beispielsweise das Brot einen Gebrauchswert und das Bild einen Tauschwert nennen und erklären, der Volkswohlstand ist abhängig von der Menge der Güter, die einen Tauschwert haben. Ich werde mich mit der schiefen Theorie vom Tauschwert befassen und beweisen, daß trotz der Menge von Tauschgütern der Volkswohlstand ein unsäglich geringer sein kann, wie es tatsächlich heute der Fall ist, und daß der Preis von 100,000 Mark für ein Bild eine schlechte Anwendung des Geldes, also eine unsinnige Verschwendung darstellt, insoweit man in diesem Bilde einen bloßen Tauschwert, nicht aber einen Gebrauchswert erblicken kann.

Wenn man den Gebrauchswert eines jeden wahren Kunstwerkes er-

kannt hat, wird man gerne zugeben, daß man auch für ein Stück Brot 100,000 Mark verlangen und sicherlich auch erhalten kann, sofern es die Entstehungsbedingungen und Aufgaben des Kunstwerkes erfüllt, nämlich, daß es nicht in jedem Augenblick für jedweden Verlangenden hergestellt und von ihm verschluckt werden kann, sondern daß es als eine seltene und in seiner Art einzig dastehende Leistung einen bleibenden Wert bildet, dessen Anblick Tausende und Tausende von Menschen mit einer neuen Ahnung von Schönheit und einem neuen Weltbild erfüllt, und in Tausenden von Seelen einen Besitz hinterlegt, der irgendwie den Anstoß zu irgend einem weiteren Guten im Leben geben kann. Also hat auch das Bild einen Gebrauchswert, der zwar ein anderer ist als der des Brotes, der aber, wenngleich in unförperlicher und feinsten geistiger Verästelung, irgend einer Lust oder einem Bedürfnis der Sinne dient, und sei es auf noch so großen Umwegen abgeschwächt und verdünnt, irgendwie selbst dem Brotbäcker zugute kommen muß, der, wie gering seine Ansprüche an die Umgebung sein mögen, ein Mitgenießer der Kultur ist, die seit Anfang der Welt in fortwährender Steigerung ihre Nahrung von der höchsten menschlichen und künstlerischen Offenbarungskraft, so sie in der hohen Kunst gipfelt, empfängt. Ein wesentlicher Umstand verleidet uns allerdings das Beispiel vom Kunsthändler. Es ist die Tatsache, daß das Kunstwerk weder für ihn noch für Käufer, von einigen Ausnahmen abgesehen, einen wahren Gebrauchswert darstellt. Auch der Käufer sieht meistens einen Tauschwert darin, eine grobmerkantilistische Kapitalsanlage. Würde beim Ankauf nicht sofort an die ferne Möglichkeit eines vielleicht gewinnbringenden Wiederverkaufes gedacht, so würde der Schritt in die künstlerische Volkswirtschaft der Zukunft auf einem Gebiet tatsächlich vollzogen sein, und das Beispiel hätte den Wert einer umfassenden Kulturarbeit. Zum Kunstwerk gehört unbedingt die angemessene Umgebung, die Weihe, der Tempel, und die Raumkunst müßte von hier zu den Sinnen des Volkes sprechen und bis an die äußere Markung ihrer Wohnstätten helfend mitwirken. Was weiß der begüterte Liebhaber von solchen Forderungen? Seine Mängel treten sofort zutage, wenn man ihn auf Gebieten trifft, die nichts mit seinem Sammlerinteresse zu tun haben. Er kauft Bilder, weil es Mode ist, weil er mit hohen Preisen, die er zahlt, ein Renommee gewinnen will, oder weil ihm dieses und jenes Nebensächliche an dem Bilde gefällt, wenn er schon nicht vielleicht heimlich selber mit Händlerinteressen umgeht. Sieht man alsdann die Art, wie solche Schätze gewöhnlich untergebracht oder vielmehr aufgespeichert werden, dann wird es offenbar, daß der Geist des Werkes auch dem anscheinenden Liebhaber verschlossen blieb. Wer Bilder sammelt, und sein Interesse nicht auf die Architektur, das Möbel und die gesamte nähere und weitere Umgebung des Werkes überträgt, um alles in den rechten Zusammen-

hang zu setzen, hat den Gebrauchswert des Kunstwerkes nicht erkannt. Der Künstler sieht immer eine ganze Welt, der Liebhaber dieser Art immer nur einen Bruchteil. Selbst Museen und öffentliche Sammlungen sind nicht freizusprechen. So wandert das Kunstwerk von Hand zu Hand, bestaunt, begafft, bewertet und bezahlt, aber sein Erlösungswort wird nicht vernommen. Augen und Ohren, von Konventionen erzogen, nehmen nur wahr, was sich mit den Konventionen verträgt, und die Schönheit mit all ihrer Macht der Befreiung geht einsam und unerfaßt durch die Welt. Der Sammler und Liebhaber hat trotzdem eine wichtige Aufgabe gewählt, wenn er sie auch mit dem schielenden Blick auf die marktliche Preislage erfüllt. Er ist nur zu leicht geneigt, den Wert seines Bestandes börsenmäßig auszurechnen. Die Theorie vom Tauschwert hat für ihn die Geltung durchaus nicht verloren. Würde der Tauschwert über Nacht aufgehoben sein können, die Kauflust würde sofort erlahmen, und der Ankauf von teuren Werken käme als Verschwendung sofort in Verruß, ein Vorwurf, den auch der Reiche nicht liebt. Indessen wäre die Verschwendung dann erst recht nicht einzusehen.

Der Ankauf würde reineren Motiven entspringen und tiefere Wirkungen üben. Um die künstlerische Offenbarungskraft des Menschen zu steigern, ist kein Opfer zu groß, und alle sogenannte Verschwendung, die daran geübt wird, ist in Wahrheit Sparsamkeit und weise Anwendung, weil ein Wert dafür gewonnen oder gefördert wird, der als Kraftspender weiter wirkt. Dagegen ist alle heute übliche Sparsamkeit, die solche Werte mit Geringschätzung ablehnt, der Ausdruck einer empörenden Verschwendung.

Wir wissen gar nicht, wie viele Reichtümer durch die unsinnige Sparsamkeit verschwendet werden, indem wir die schöpferischen Fähigkeiten unentwickelt oder unerkannt verkümmern lassen. Wir wissen gar nicht, wie viel Glückseligkeit und Daseinsfreude mit dem Spülwasser stumpfer Alltagsgewohnheiten verschwemmt und verschüttet werden, weil wir den Offenbarungen kein Gehör geben wollen und wir mit dem guten Willen schließlich auch die Fähigkeit dazu verlernt haben. Wenn ich mit dem Kaufmann, dem Arzt, dem Lehrer, dem Baumeister, dem Beamten von Kunst rede, wird er mich verstehen? Wenn ich ihm die Notwendigkeit seines Anteiles an der Kunst beweise, wird er mir glauben? Ist denn das, was er unter Kunst versteht, überhaupt Kunst? Haben wir es nicht in den letzten Jahren erlebt, daß die auf Sachlichkeit gegründete angewandte Kunst und Architektur verhöhnt worden ist auch von jenen, die kostbare Bilder kaufen und dem allgemeinen Niedergang des Kunstgewerbes gegenüber vollkommen empfindungslos bleiben? Daß auch jene Auserwählten in bezug auf Tisch, Stuhl, Schrank, Wohnhaus, Garten, Kleidung und sonstigen Erscheinungen der formalen Kultur keine Ansprüche zu

stellen haben und in allen diesen Lebensformen eine rohe Geschmacklosigkeit an den Tag legen, die man nicht einmal bei wilden Völkerstämmen antrifft? Das Kunstempfinden, einst Gemeingut des Volkes und Grundlage der Volksarbeit und Volkswirtschaft, hat sich auf gewisse Kunstgebiete spezialisiert, ist Angelegenheit einer Minderheit von Menschen geworden und der Begriff einer Kunst, die in allen Dingen des Lebens als der notwendige formale Ausdruck das Bild einer harmonischen und einheitlichen Kultur gibt, hat aufgehört zu existieren. Die Kunst als das Selbstverständliche, das Gewerbe, als Äußerung des Talentcs in jedwedem Geschäfte ist im gleichen Maße verkümmert als die Fähigkeit zur Kultur, das Unterscheidungsvermögen zwischen Gut und Schlecht, als der Begriff von Kunst als Gebrauchswert verkümmert ist. Und eine unmittelbare Folge dieser Verkümmernng ist der Rückgang des Volkswohlstandes, die Entwertung des Talents, die Verkennung der wahren Wertquelle, die Unterdrückung der Persönlichkeit, der Zerfall der Einheit in chaotische Trümmer und die äußere und innere Verarmung. Und doch hat man niemals so dringend nach Kunst verlangt als heute und so laut von ihr gesprochen, über die eigentlich als einem stillen und selbstverständlichen Geschehen kein Wort zu verlieren wäre. Man verlangt allenthalben Kunst als Schmuck und Verschönerung und vergißt, daß die Kunst an den Dingen selbst sein sollte, an jedem Gegenstande des alltäglichen Gebrauches, an dem Hause, an dem Garten, an allem, was getan und geschaffen wird. Freilich nicht die Kunst als Zierrat, als Aufputz, als das Überflüssige, sondern als die vollkommenste sachliche und formale Erfüllung aller Aufgaben des Lebens, sei es des Alltags oder des höchsten seelischen Empfindens, die nach symbolischer Verkörperung drängen, mit einem Wort als eine Art Baukunst, die alle Künste, alle Gewerbe, alle Industrien unter ihre Führung nimmt, die die organischen Bedürfnisse des Menschen erforscht, ihnen die angemessene Erfüllung gibt, indem sie alle Bestätigungszweige zusammenfaßt, ihnen Probleme stellt und sie zu den höchsten, trefflichsten und talentiertesten Leistungen anspornt im Dienste der zusammenfassenden; ordnenden und gestaltenden Absicht, in deren Mittelpunkt die Menschheit, der einzelne, sowie die Gesamtheit steht. Es ist der Gedanke einer sozialen Kunst, wie die der Gotik oder der japanischen Kultur, die die Grundlage der Volksarbeit und der Volkswirtschaft bilden wird.

Wir haben diese Kunst sukzessive mit der verminderten Fähigkeit des Verbrauchens verloren; die Kunst im heutigen Sinne ist nicht Gebrauchswert, sondern sie ist, wie früher schon gesagt, bloßer Tauschwert und wird es bleiben, so lange die Fähigkeit, Kunst im sozialen Sinne zu gebrauchen, nicht entwickelt ist. Diese Entwicklung wird kommen müssen; die allgemeine Verelendung des Daseins wird schließlich die Sehnsucht nach glücklicheren Umständen hervorrufen und die Anstrengungen der Talente, die-

sen Umschwung herbeizuführen, beschleunigen helfen. Der Bankrott liegt heute offen zutage. Der bloße Augenschein einer Wanderung durch Stadt und Land lehrt es. Was ist aus den schönen Städten geworden? Was aus der bäuerlichen Kultur der Provinzen? Die Bauernkultur bot ein einheitliches, wohlabgestuftes, künstlerisches Bild, vom Feldzaun angefangen bis zum Hausbau und zur Dorfanlage, mit allem, was dazu gehörte an Hausrat, Werkzeugen, Kostümen, Gewerben und häuslichem Kunstfleiß. Und dasselbe gilt von den charakteristischen alten Städten, die eine entzückende Bautradition aufweisen, mit der die Menschen, ihre Tracht, ihre Erzeugnisse in harmonischem Verhältnis standen. Ich will nicht sagen, daß man Überlebtes und Vergangenes zurückrufen soll, aber ich will andeuten, was wir, die wir das Verhältnis und Gleichmaß in unserer Kultur verloren haben, an dem alten Beispiel hätten lernen sollen. Der Unterschied zwischen einst und heute besteht darin, daß damals die Kultur das Leben selbst war, während heutzutage diese Einheit entzweit ist, zwei Hälften, die kein Ganzes mehr zu bilden vermögen. Ich meine nicht, daß wir die äußere Form der Bauten und sonstiger Dinge nachahmen sollen, Gott bewahre! Nachahmung ist das schlimmste Übel, an dem unsere Zeit krankt; ich meine auch nicht, daß die neuen Bauten, die in der Nachbarschaft der schönen alten aufgerichtet werden, deshalb häßlich sind, weil sie den Stempel unserer Bedürfnisse, anderer Technik tragen und daher eine andere Form haben; häßlich und schlecht sind sie vielmehr deshalb, weil sie nicht mehr mit derselben Gediegenheit und Liebe, nicht mit demselben Verständnis für das natürliche und menschliche Bedürfnis der Inwohner, also nicht mehr mit jener organischen Kunst erbaut sind, wie die alten Häuser, die eben darin ein viel zu wenig beachtetes Vorbild geben. Die neuen Häuser, die fast allerorten den Geist der Wohnlichkeit, Zweckmäßigkeit und Gediegenheit und somit einer echten Baukunst verleugnen, bestätigen die ungeheure Größe des Verlustes, den wir alle erlitten haben. Wir werden den Umfang des Verlustes erst allmählich gewahr, wenn wir die Gebildeten eines Ortes, die Kaufleute, Ärzte, Anwälte u. gehört und von ihnen erfahren haben, daß sie sich in den neuen Kasernen sehr wohl fühlen, daß die Pseudoarchitektur ihrem Schönheitsfönn und die mangelhafte, schablonenmäßige Anlage ihrem Bequemlichkeitsbedürfnisse vollständig genügen, und wenn wir ihre Wohnungen, ihren Hausrat, ihre Neigungen, ihre geistigen und künstlerischen Bedürfnisse kennen gelernt und gesehen haben, daß das Innere nicht besser ist als die verlogene Erbärmlichkeit der Außenseite, die heutige Hausbauweise derselben barbarischen Roheit und Verkommenheit verfallen ist, wie die Erzeugnisse der Industrie und des Handwerkes, die alles Übrige für die Notdurft des Lebens liefern. Und vollends wird der Verlust offenbar, wenn wir, was uns schwer ist, erkennen, daß diese Menschen zu ihrer Um-

gebung passen, daß auch sie schlechte Durchschnittsware sind, aus denselben Schulen, demselben Richtmaß hervorgegangen wie die schlechten Hausbauer, erzogen zu einer mechanischen und geistlosen Anwendung erlernter Regel, unfähig, Talent zu äußern und die Äußerung des Talenten zu begehren und zu würdigen, einseitige Spezialisten, die das Streben aufs Ganze verloren oder eigentlich nie gekannt haben.

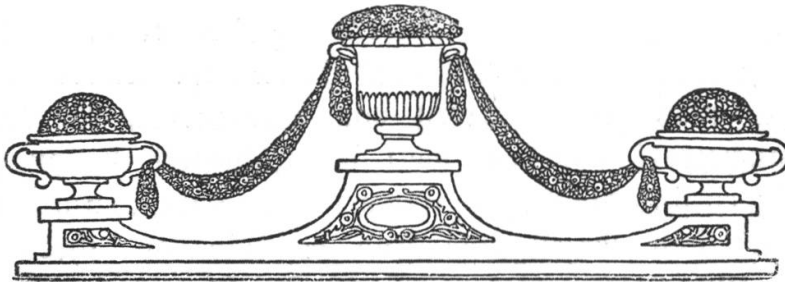
Dann wundert es einen freilich nicht, daß das Elend, der Schmutz, die Roheit und Verkommenheit, die die Arbeitsstätten unerquicklich und die Arbeit unersprießlich machen, ihre Teilnahme nicht erwecken können, daß sie die Vernachlässigung und Verwahrlosung, die in den Städten und Provinzen wahrzunehmen sind, als einen durchaus erträglichen und nicht beleidigenden Zustand betrachten, und daß sie, wenn sie Kunst begehren, sei es ein Denkmal oder einen Brunnen oder um irgend einen Gegenstand besonders auszuzeichnen und zu schmücken, nicht das Beste und Kostbarste, also nicht die Leistung der Individualität und der besonderen Begabung wählen, sondern das Mittelmäßigste und vor allem das Billigste. Dann kann es natürlich auch nicht wundernehmen, die individuelle Leistung des Talents verlacht und verschmäht und die abgebrauchtesten und schleuderhaft wiederholten Formen bevorzugt zu sehen, weil sie in einer solchen niedrig organisierten Welt jedem etwas sagen, und weil sie am billigsten zu haben sind. Die Maschine leistet ja alles, sie leistet auch Arbeit mit dem Anschein von Handarbeit, die in den Augen der unbefähigten Menge dadurch entwertet erscheint, ob zwar uns gerade die Maschinenarbeit den Wert der Handarbeit achten lehren soll. Der Segen, den die Maschinenarbeit bedeutet, wird in unserer Kultur- und Wirtschaftsverfassung geradezu ein Unheil. Wie alles mißbraucht wird, wird auch die Maschine mißbraucht. Eine Anzahl Dinge sind notwendig, die mit der Maschine hergestellt werden müssen und die schön sind, wenn sie alle Merkmale der Maschinenherstellung tragen; noch offener wird der Segen der Maschine, wenn man bedenkt, daß sie eine Menge von Arbeit zu leisten berufen ist, die dem Menschen widerwärtig oder schädlich sein muß. Aber die Maschine, bestimmt, die Dienerin der Menschheit zu sein, ist heute noch ihre Tyrannin. Indem sie das Unmögliche leisten will, den Schein der wertvollen persönlichen Handarbeit zu erzeugen, entwertet sie in den Augen der ungebildeten Menge die persönliche Arbeit und ihre Schönheitsmerkmale und gewährt deshalb durch Billigkeit und Massenhaftigkeit die Möglichkeit eines leicht erhältlichen Scheinluxus, der den Sinn für Schlichtheit, Sachlichkeit und vornehme Gediegenheit vollends verdirbt. Die Schönheit und der Wert der japanischen Kunst wäre sofort ins Lächerliche überseht, wenn man daran ginge, sie maschinenmäßig herzustellen. Und wir sollten für diese Lächerlichkeit in unserer Kultur kein Empfinden haben? Die weitere Wirkung dieser Produktionsweise ist die Verminde-

rung der Erwerbskraft und daher der Kaufkraft, weshalb die Billigkeit immer mehr den Ausschlag geben soll, auf Kosten der Qualität. Diese, wenn auch in vielen Fällen notgedrungene Sparsamkeit, die alsbald allgemeine Lebensnorm geworden ist, erscheint, wie bereits erwähnt, als die schlimmste Art der Verschwendung. Ihr ist alles geopfert worden, was im Volke an wertbildenden Kräften ruht, die Fähigkeit, Talente zu entfalten und zur Geltung zu bringen, die Fähigkeit, die Hervorbringungen des Genius zu würdigen und dem Leben als Notwendigkeit zugrunde zu legen, die Fähigkeit zur Freude an der Arbeit und am Leben, und folglich die Fähigkeit, Reichtümer hervorzubringen, die allen ein der Kultur angemessenes Dasein ermöglichen, den sozusagen kommunistischen Anteil an den Offenbarungsmöglichkeiten der Menschheit, Reichtümer also, die Leben sind.

Es ist höchste Zeit, diese Art von Verschwendung zu vermeiden und jene früher erwähnte Sparsamkeit, das heißt, die edle Anwendungsart der Mittel zur Geltung zu bringen. Alle Mittel müssen angewendet werden, das Talent zu pflegen, um jene soziale Kunst zu gewinnen, die Gebrauchswerte hervorbringt. Wir haben heute nur Tauschwerte, die nicht nähren, weder im materiellen noch im immateriellen Sinne. Die schlechte Mittelmäßigkeit, die in allen Produktionen hervorgebracht wird, ist Tauschwert. Sie ist nur gut genug, den Unverstand des Käufers zu täuschen und die Hilflosigkeit oder Unfähigkeit des Herstellers auszunützen. Dann gibt es noch andere Arten von Tauschwert, die nur deshalb keinen Gebrauchswert abgeben, weil die Fähigkeit, sie zu gebrauchen, ihnen abgeht; es sind die Erzeugnisse erlesener Kunst. Die besten sowohl als die schlechtesten Erzeugnisse sind es, die ob ihres spezifischen Wertes und Unwertes unerkannt, als Tauschwert im Interesse des Gelderwerbes durch die Hände gehen und keine Bedeutung als Gebrauchswert erlangen können. Nur wenn ein Volk im Besitze von Gebrauchswerten ist, steht es um die Wohlfahrt des einzelnen und der Gesamtheit günstig. Darum wird die rechte Sparsamkeit verschwenderisch mit allen Mitteln sein müssen, die Fähigkeit des Gebrauchs zu entwickeln, weil von dieser Fähigkeit die Entwicklung des Talentes und seiner wertbildenden Kraft abhängt. Die entwickelte Fähigkeit des Gebrauchs wird das Antlitz der Welt und die Grundlagen unserer Wirtschaftszustände gänzlich umwandeln helfen. Diese Fähigkeit wird die Sinne empfänglich machen für die feine Lehre, die in jedem echten Kunstwerk liegt und die nicht versagt bis zu den letzten und anscheinend geringsten Verrichtungen und Handreichungen, damit auch diese im Einklang mit dem beglückenden Geiste stehen, der in jeder Äußerung hoher Kunst liegt. Diese Fähigkeit wird alsdann auch den Schmutz, die Unwürdigkeit und das Joch, darin viele Menschen verharren, unerträglich

und belastend finden und die Gebundenheit lösen. Sie wird das Talent in den Mittelpunkt ihrer Fürsorge setzen und durch die Erkenntnis des Menschen als die wahre Wertquelle eine soziale Kunst als Grundlage der Volkswirtschaft entwickeln, die in keiner Diskussion mehr steht, weil sie als die notwendige und selbstverständliche Funktion des Volkes erkannt sein wird. Mag auch der höchste und äußerste Gipfel der künstlerischen Offenbarungskraft nicht im Verstandes- oder Gefühlsbereich aller Menschen liegen, so wird immerhin in einer Volkswirtschaft des Talents, da die soziale Kunst die Grundlage der Volksbetätigung bildet, jedes Ding und jegliche Gestaltung des Alltags das Verlangen nach Schönheit, Trefflichkeit und künstlerischer und menschlicher Gesittung verkörpern, so daß auch das Nächstliegende und Alltägliche eine Stufe bildet auf der Weiter zur höchsten Offenbarung des Genies.

Die Kräfte, die solchen Umschwung herbeiführen, liegen im Schoß unserer Zeit, wie unfruchtbar sie auch scheinen mag. Die wahre Wertquelle ist eine so elementare Naturgewalt, daß sie auch die stärksten Widerstände nicht hemmen, sondern ihre Explosivkraft eher noch verstärken wird. Die Zeichen mehren sich.



## Der junge Schumann.

Zu seinem hundertsten Geburtstage am 8. Juni 1910.

Von Karl Georg Wendriner.

Wenn man die Kunst Franz Schuberts ganz verstehen will, der am Anfang der Entwicklung des deutschen Liedes im neunzehnten Jahrhundert steht, einleitend und zugleich alle Elemente der Fortbildung schon in sich fassend, muß man in Wien über die Türkenschanze durchs Währing gehen, wo die Felder in weichen Linien vom Kahlenberg nach der blauen Donau niedersinken, wo in jedem Gasthaus ein Kranz zum „Heurigen“ einladet und wo verwaist der wunderbar stimmungsvolle Kirchhof liegt, der den Schöpfer der „Winterreise“ zu einem seiner schönsten Lieder begeistert hat. Aus dieser Natur begreift man die Lebens-